

Schellings Philosophie der Sprache

Von Jochem HENNIGFELD (Siegen)

Obwohl sich die Begriffe „Sprachphilosophie“ und „Philosophie der Sprache“ bei Schelling belegen lassen (VIII, 447; XI, 4),¹ kann man sicherlich nicht in demselben Sinne von Schellings Sprachphilosophie sprechen wie von seiner Philosophie der Natur, der Kunst, der Mythologie, der Offenbarung. Es gibt keine ausgearbeitete Sprachphilosophie Schellings; wohl aber gibt es einige gewichtige Anhaltspunkte, die einen eigenständigen sprachphilosophischen Ansatz erkennen lassen. Das gilt besonders für die im Horizont der Identitätsphilosophie vorgetragene Sprachbestimmung in der *Philosophie der Kunst* (PhdK). In der *Philosophie der Mythologie* (PhdM) wird die Entwicklung der Sprache wiederholt zur Bestätigung für die Deutung der Mythologie als eines notwendigen Bewußtseinsprozesses herangezogen. Darüber hinaus sind – neben verstreuten Stellen im Gesamtwerk – zwei kleinere Abhandlungen aufschlußreich: der *Bericht über den pasigraphischen Versuch des Professor Schmid in Dillingen* (1811; VIII, 439–454) und eine Akademie-Rede mit dem Titel *Vorbemerkungen zu der Frage über den Ursprung der Sprache* (1850; X, 419–426). Beide Arbeiten belegen nicht nur Schellings Interesse an sprachphilosophischen Problemen, sondern auch seine Kenntnis des entsprechenden Diskussionsstandes seiner Zeit.

Die sprachphilosophischen Überlegungen der metaphysischen Tradition kreisen seit ihrem Beginn um die Frage nach Wesen und Ursprung der Sprache. Die Auseinandersetzung über das Problem des Sprachursprungs – „Ursprung“ im doppelten Sinne verstanden als historischer Beginn und als ontologischer Grund – erreicht einen Höhepunkt in dem Zeitraum etwa zwischen 1770 und 1830; sie ist besonders verbunden mit den Namen Herder, Hamann, Jacobi und Humboldt.² Das ist auch der bestimmende Hintergrund für Schellings Reflexion auf Wesen und Funktion der Sprache. So greift er die Streitfrage nach dem historischen Ursprung auf; sie bleibt allerdings zunächst von untergeordnetem Interesse (I). Die Kontroverse über einen göttlichen oder menschlichen Sprachursprung wird nämlich auf dem Boden der Identitätsphilosophie in einer ‚Konstruktion‘ der Sprache aufgehoben (II). Die Wesenserfassung der Sprache trifft zugleich eine Entscheidung über

¹ Schellings Werke werden zitiert nach der Ausgabe von K. F. A. Schelling (Stuttgart/Augsburg 1856–1861); die vier Bde. der 2. Abt. werden als Bd. XI–XIV durchgezählt.

² Daß auch Fichte in diesem Zusammenhang eine besondere Bedeutung zukommt, wird eindringlich und umfassend aufgewiesen von W. Janke, *Die Wörter ‚Sein‘ und ‚Ding‘ – Überlegungen zu Fichtes Philosophie der Sprache*, in: K. Hammacher (Hg.), *Der transzendente Gedanke. Die gegenwärtige Darstellung der Philosophie Fichtes* (1981) 49–67.

den spezifischen Zeichencharakter der Worte (III). Schließlich wird die Frage nach Natur und Funktion der Sprache dort noch einmal gestellt, wo es um ein zureichendes Verständnis des $\mu\acute{\upsilon}\delta\omicron\varsigma$ geht (IV). Anhand dieser vier Leithinsichten soll in der folgenden Darlegung versucht werden, die Ausführungen Schellings zur Sprache in den Gesamtzusammenhang seines Denkens zu stellen und in ihrer sprachphilosophischen Tragweite sichtbar zu machen.

I. Das Problem des historischen Sprachursprungs

Am 25. November 1850 trägt Schelling für die philosophische Klasse der Akademie der Wissenschaften einige *Vorbemerkungen zu der Frage über den Ursprung der Sprache* (X, 419–426) vor. Der erste Teil dieses Vortrags behandelt hauptsächlich die Einwände Hamanns gegen Herders Preisschrift;³ der zweite Teil stellt das Problem des Sprachursprungs in poetischer Form dar.⁴ Beide Teile bleiben *Vorbemerkungen* in dem Sinne, daß die Streitfrage nicht entschieden, sondern nur auf einige grundsätzliche Probleme ihrer Behandlung hingewiesen wird. Diese Ausführungen sind in dreifacher Hinsicht aufschlußreich:

1) Schelling schließt sich der Meinung Hamanns an, daß es – soweit man bisher absehen könne – für die Beantwortung der Frage nach dem Ursprung der Sprache drei grundsätzliche Ausgangspunkte gebe, nämlich *Instinkt*, *Erfindung* oder *Unterricht*. Diese prinzipiellen Möglichkeiten ließen sich noch einmal unterteilen; auch Verbindungen zwischen den drei Erklärungsversuchen sind möglich.

2) Schelling bemerkt, daß seine Zeit in der Diskussion dieser Frage zurückhaltender geworden sei.⁵ Diese Zurückhaltung sei positiv zu würdigen, wenn sie die Einsicht ausdrücke, daß man die großen Gegenstände der Philosophie nicht „capitelweis“, sondern nur in einem systematischen Zusammenhang behandeln könne. „Wirklich hängt das Problem [des Sprachursprungs], wie man schon bei den ersten ernstlichen Versuchen es zu lösen bemerken kann, vor- und rückwärts so mit den höchsten Fragen aller Speculation zusammen, daß jeder, der es angreift,

³ Bereits in dem frühen Aufsatz „Ueber Mythen, historische Sagen und Philosopheme der ältesten Welt“ (1793) zitiert Schelling Herders Ursprungsschrift (vgl. I, 44). – Nach W. G. Jacobs versucht Schelling in diesem Aufsatz und in seiner Dissertation (*Antiquissimi...*, 1792), die einschlägigen Theorien Kants, Chr. G. Heynes und Herders zu verbinden (Anhaltspunkte zur Vorgeschichte von Schellings Philosophie, in: H.-M. Baumgartner [Hg.], Schelling. Einführung in seine Philosophie [1975] 27–37).

⁴ Nach einer Mitteilung des Herausgebers handelt es sich um ein von Schelling 1825 oder 1826 selbst verfaßtes Gedicht („De humani sermonis origine diversae opiniones“; vgl. X, 425).

⁵ Die von Schelling gerühmte Zurückhaltung hat nicht einmal zwei Monate später J. Grimm in seiner Akademie-Rede fast gänzlich aufgegeben (Ueber den Ursprung der Sprache, in: *Kleinere Schriften* Bd. I [2¹⁸⁷⁹] 256–299). Grimm bemerkt einleitend: „Herr von Schelling machte nemlich den vorschlag eine solche aufgabe jetzt zu wiederholen, zog ihn aber unmittelbar darauf zurück. [...] hoch zu bedauern ist, dasz er selbst dabei nirgend seine eigene ansicht kundgeben oder errathen lassen wollte...“ (Ebd. 256) Für Grimm ist das Problem des Sprachursprungs prinzipiell lösbar, da man durch ein vergleichendes Sprachstudium auf die erste Sprachbildung zurückschließen könne (vgl. ebd. 281 f.). Grimms Enthusiasmus für die empirische Sprachforschung überdeckt fast völlig die philosophische Dimension des Problems.

bald davon zurücktreten wird, wenn er sich nicht bewußt ist, über jene zu einem befriedigenden Abschluß gekommen zu seyn.“ (X, 422)

3) Schelling läßt durchblicken, daß er diese Streitfrage angemessen entscheiden könne, was allerdings wegen widriger Umstände noch nicht geschehen sei. Die Methode, die erforderlich wäre, wird allerdings angegeben: „Ich müßte nun [...] die drei Hypothesen [...] durchgehen und sie nach Platonischer Anweisung als Stufen- und Aufsteigmittel zur wahren Theorie benutzen.“ (X, 423)⁶

Die Ausarbeitung dieser „wahren Theorie“ hat Schelling – wenn er sie je ernsthaft geplant hatte – nicht mehr vorgelegt. Aber fast 50 Jahre vorher, nämlich in den unter dem Titel *Philosophie der Kunst* herausgegebenen Vorlesungsmanuskripten, nimmt Schelling zum Problem des Sprachursprungs entschiedener Stellung als in dem zitierten Akademie-Vortrag. Im Blick auf die grundsätzlichen Möglichkeiten einer Ursprungstheorie gibt er in einer „Randbemerkung“ zum § 73 folgenden Hinweis: „Sprache überhaupt = Kunsttrieb des Menschen, und wie der Lehrer des Instinkts das Sittliche ist, so der Sprache. Beide Behauptungen, daß durch Erfindung der Menschen, durch Freiheit, und daß durch göttlichen Unterricht, sind falsch.“ (V, 486) Wenn demnach die Sprache weder vom Menschen selbst erfunden noch durch göttlichen Unterricht erlernt worden ist, dann bleibt wohl nur die Antwort, daß sie im Instinkt gründet. Dies scheint sich auch dem ersten Satz der Randbemerkung entnehmen zu lassen. Es muß indessen beachtet werden, daß diese ‚Gleichsetzung‘⁷ von „Sprache überhaupt“ und „Kunsttrieb des Menschen“ die menschliche Sprache nicht sogleich auf die Seite einer instinktgesteuerten animalitas stellt, sondern eine – von Schelling in der PhdK nicht weiter ausgeführte – Beziehung herstellt zwischen dem Problem des Sprachursprungs und der Entstehung des Mythos. Denn auf die Frage nach der Entstehung des Mythos gibt Schelling in der PhdK folgende Antwort: Die griechische Mythologie ist (wie alle ursprüngliche Mythologie) das „Werk eines auf ein ganzes Geschlecht ausgedehnten gemeinschaftlichen Kunsttriebs“ (V, 415). Die schwer zu denkende Entstehung des Mythos durch ein Geschlecht, „sofern es selbst Individuum und einem einzelnen Menschen gleich ist“ (V, 414), darf jedoch nicht mit dem instinktgeleiteten Produzieren der Tiere gleichgesetzt werden. Wohl aber zeigen uns „die Kunsttriebe der Thiere“ „Analogien“ und „ferne Anspielungen“ (V, 415) auf den für den bloßen Verstand nicht zu erfassenden Ursprung der Mythologie.⁸

Die Erklärung der Sprache aus dem Instinkt ist allerdings insofern richtig, als sie die Sprache aus der menschlichen Natur zu begreifen versucht; aber sie bleibt

⁶ Bereits 1796 bemerkt Fichte zum Problem des Sprachursprungs: „Man hat vorzüglich drei Antworten gegeben: Die Sprache ist *angeboren*; sie ist dem Menschen durch ein Wunder *gelehrt*; sie ist von ihm selbst erfunden. – [...] In meiner Beantwortung werden alle drei Meinungen sich vereinigen; das was in jeder wahr ist, werden wir wieder finden, wie es in einer synthetisch verfahrenen Philosophie nicht wohl anders seyn kann.“ (Nachgel. Schriften zu Platners „Philosophischen Aphorismen“ 1794–1812, Akad.-Ausg. II/4, 158)

⁷ Gemeint ist natürlich: Der Ursprung der Sprache überhaupt liegt im Kunsttrieb des Menschen.

⁸ Die PhdM wird diese Erklärung kritisieren und die ursprüngliche Nähe von Sprache und Mythos deutlicher herausstellen (vgl. IV).

unzureichend, wenn sie „psychologisch-isolirt“ (vgl. V, 486) argumentiert, d. h. den Bezug zum ganzen Universum außer acht läßt. Überhaupt sind nach Schelling die geläufigen Ursprungstheorien für den Philosophen unbefriedigend: „Jene ganze Frage nach dem Ursprung der Sprache, so wie sie bis jetzt behandelt worden, ist eine bloß empirische, mit der also der Philosoph nichts zu thun hätte; nur den Ursprung der Sprache in der Idee interessirt ihn zu wissen...“ (Ebd.) – Den Ursprung der Sprache in der Idee aufzusuchen, das bedeutet im Horizont der Identitätsphilosophie: Es bedarf einer *Konstruktion* der Sprache. Die Konstruktion im Sinne Schellings ist eine Wesenserfassung durch Aufhebung von Gegensätzen zur Einheit (Identität) auf dem Standpunkt der die Endlichkeiten übersteigenden Vernunft; die Konstruktion leistet eine „Darstellung der Dinge im Absoluten“ (V, 386) und ist deshalb selbst eine Erkenntnis „absoluter Art und Wesens“ (IV, 408); sie ordnet die Gegenstände zur Einheit des Systems.⁹ – Durch die Konstruktion der Sprache werden auch die Ursprungstheorien in einem anderen Licht erscheinen.

II. Der metaphysische Sprachursprung. Die Konstruktion der Sprache¹⁰

Im Horizont des absoluten Idealismus hat eine Klärung des metaphysischen Sprachursprungs die Frage zu beantworten, welcher Zusammenhang zwischen Sprache und Absolutem besteht. Die These, die Schelling dem § 73 voranstellt,¹¹ gibt auf diese Frage noch keine befriedigende Antwort, weil sie nur die für die Tradition gängige Auskunft erteilt, daß durch Sprache die Objektivierung des Denkens ermöglicht werde. Die Konstruktion der Sprache im eigentlichen Sinne setzt erst mit einer (die Grundsätze des Identitätssystems wiederholenden) Bestimmung des Absoluten ein: „Das Absolute ist seiner Natur nach ein ewiges Produciren...“ (V, 482) „Produzieren“ gebraucht Schelling in diesem Zusammenhang gleichbedeutend mit (absolutem) „Affirmieren“, „Erkennen“, „Setzen“. Die unendliche Affirmation Gottes ist die Einheit dreier Momente: des Affirmierenden, des Affirmierten und ihrer Indifferenz (vgl. V, 374). Im Hinblick auf Affirmierendes und Affirmiertes spricht Schelling von den zwei Seiten des absoluten Erkennens, die je für sich wieder eine (reale bzw. ideale) Einheit bilden. Diese beiden Seiten des Absoluten werden folgendermaßen charakterisiert:

1. Die reale Seite. Sie ist die Erscheinung des Affirmierten, des im absoluten Setzen Erkannten. Vom Standpunkt der Endlichkeit aus betrachtet, erscheint diese

⁹ Vgl. dazu vom Verf., Mythos und Poesie. Interpretationen zu Schellings „Philosophie der Kunst“ und „Philosophie der Mythologie“ (1973) 5 ff.

¹⁰ Die Konstruktion der Sprache (§ 73) schließt – vor einem kurzen Hinweis auf das Wesen der redenden Kunst (§ 74) und dem Hinweis auf die Absolutheit der Künste (§ 75) – den allgemeinen Teil der PhdK ab. Die Wesensbestimmung der Sprache wird im zweiten (besonderen) Teil der PhdK noch einmal aufgegriffen, um den Übergang von der Sprache überhaupt zur Poesie darzulegen (V, 634 f.).

¹¹ „Die ideale Einheit als Auflösung des Besonderen ins Allgemeine, des Concreten in [im?] Begriff, wird objektiv in *Rede* oder *Sprache*.“ (V, 482)

Form als bloßes Sein, als Natur,¹² die der Welt des Geistes unvermittelt gegenübersteht. In diesem Sein ist das Absolute verhüllt. Die Vernunft hebt diesen täuschenden Schein auf, indem sie darlegt, daß auch die reale Seite ihrem Wesen nach die ungeteilte Idee des Absoluten darstellt. Diese Einsicht zu entfalten, ist die Aufgabe der Naturphilosophie. Im symbolschaffenden Universum der Kunst wird diese Wahrheit vornehmlich durch die Skulptur verkörpert (vgl. PhdK, §§ 122–133); sie führt uns das scheinbar tote Sein als Symbol der absoluten Idee anschaulich vor Augen.

2. Die ideale Seite. In der idealen Welt ist das Absolute zwar nicht in ein Anderes seiner selbst gesetzt; dieses Ideale ist jedoch nur ein *relativ* Ideales, weil es sich (als das Affirmierende) die reale Seite (das Affirmierte) entgegensetzt. „Als rein=Ideales wird sie [die ideale Welt] aber nicht objektiv, sie fällt in das Subjektive zurück, und sie ist selbst das Subjektive; sie strebt also nothwendig unmittelbar *wieder* nach einer Hülle, einem Leib, durch den sie ihrer Idealität unbeschadet objektiv werde; sie integriert sich wieder durch ein Reales.“ (V, 483) Hier liegt der metaphysische Ursprung der Sprache. Denn die Sprache ist dieses Reale, ist der sinnlich (akustisch) wahrnehmbare „Leib“, der das rein Subjektive objektiv werden läßt. Die Sprache ist ein Reales, das in sich das Ideale integriert und als diese Integration zum wahren Sinnbild des Absoluten wird.

Schellings Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Sprache lautet folglich: Sie ist „das entsprechendste Symbol der absoluten oder unendlichen Affirmation Gottes“ (V, 483). Oder – in einer anderen Wendung: „Die Sprache als die sich *lebendig* aussprechende unendliche Affirmation ist das höchste Symbol des Chaos, das in dem absoluten Erkennen auf ewige Weise liegt.“ (V, 484) Das Absolute ist „Chaos“, weil es als Identität von Form und Formlosigkeit die Einheit aller Formen ist, in der die besonderen Formen als besondere aufgehoben sind (vgl. V, 465f.). So ist auch in der Sprache „alles als eins“ (V, 484). Denn: Die Sprache umfaßt alle Töne und Klänge, so daß sie mit keinem einzelnen Klang oder Ton gleichzusetzen ist. Noch deutlicher zeigt sich das ‚Chaotische‘ der Sprache darin, daß sie sinnlich Erfahrenes zur Bezeichnung für Unsinnliches verwendet und so die ursprüngliche Einheit aller Dinge sinnfällig macht. Weiterhin ist innerhalb der Sprache das Einzelne (ein bestimmtes Wort, eine grammatische Regel) bestimmt durch das Ganze – und umgekehrt. Die Sprache hat also den Charakter des Organismus. Schließlich läßt sich folgende Analogie zwischen Sprache und Absolutem aufstellen: Wie aus der einen absoluten Identität alle besonderen Dinge (im realen und idealen Universum) hervorgehen, so gehen aus der einen Sprache die verschiedenen Sprachen hervor, die als einzelne wieder je für sich ein Universum bilden.¹³

¹² Schelling nennt hier das Affirmierte, in seiner Besonderheit genommen, „Materie“. Damit ist aber das objektive Sein und nicht die Materie als Potenz des realen All (Gegensatz: Licht; Indifferenz: Organismus) gemeint.

¹³ Da es sich um eine Darstellung im Idealen (= Konstruktion) handelt, kann man aus der Analogie nicht ohne weiteres schließen, daß es für die Menschen einmal wirklich eine Ursprache gegeben habe oder daß sich eine solche Sprache empirisch nachweisen lassen müsse.

Die in der Konstruktion aufgewiesene Zusammengehörigkeit von Sprache und Vernunft (= absolutes Erkennen im Gegensatz zu dem in endlichen Gegensätzen befangenen Verstand) läßt sich nach Schelling dadurch belegen, daß in vielen Sprachen „Sprache“ und „Vernunft“ durch denselben Ausdruck wiedergegeben werden.¹⁴ Ferner weist die Konstruktion den Grund dafür auf, daß der Schöpfungsakt Gottes in vielen Religionen „als das *sprechende Wort Gottes*“ (V, 483) bezeichnet wird.¹⁵ (Man denke etwa an das 1. Buch Mose oder den Prolog des Johannes-Evangeliums.)

Als Resultat der Wesensbestimmung der Sprache gilt es zunächst, die für eine Philosophie der Kunst grundlegende Einsicht festzuhalten: Nicht erst die kunstvolle Gestaltung in Lyrik, Epik und Dramatik läßt die Sprache zum Sinnbild werden; sondern die Sprache ist bereits ihrem Wesen und Ursprung nach *Symbol*, ja sogar *höchstes Symbol* der absoluten Identität. Insofern ist die Sprache selbst ein Kunstwerk. Da sie aber nicht durch menschlichen Erfindungsgeist geschaffen ist, sondern ihren Ursprung im Absoluten selbst hat, muß man sie genauer als „natürliches Kunstwerk“ (V, 482)¹⁶ bezeichnen. – Die Wesenserfassung der Sprache als Symbol des absoluten Erkennens hat folgende Konsequenzen:

1. Der von Schelling im ersten Absatz des § 73 angesprochene Gegensatz von Denken (= *ideale* Auflösung des Konkreten in das Allgemeine) und Sprechen (= *reale* Auflösung des Konkreten in das Allgemeine) ist nur von relativer Gültigkeit. Der in den endlichen Gegensätzen verharrende Verstand wird von der konstruierenden Vernunft überboten, die deutlich macht, daß Denken und Sprechen wesentlich zusammengehören, weil sie in der absoluten Identität gründen. Wohl gemerkt: Die Identität als Wesensauszeichnung des Absoluten läßt die Gegensätze nicht in eine Nacht des ununterscheidbaren Nichts versinken. Es gibt sehr wohl die Welt des Idealen (des Geistes) und die Welt des Realen (der Natur). Aber ihnen zuvor muß eine Einheit gesetzt werden, ohne welche die Gegensätze gar kein Bestehen hätten. Das bedeutet für das Verhältnis von Sprechen und Denken: Wir können und müssen Denken und Sprechen unterscheiden. Ihre Wesenserfassung macht jedoch deutlich, daß sie ihrem Ursprung nach zusammengehören, daß eins auf das andere angewiesen ist. Für den Verstand bleibt der Zusammenhang von Denken und Sprechen ewig ein Rätsel; für die Philosophie der Identität ist dieses Rätsel aufgehoben in der Einheit des Absoluten.

2. Die gängigen Theorien über den Ursprung der Sprache bleiben unzureichend, weil sie keine ontologisch-metaphysische Basis haben.¹⁷ Deshalb kommt

¹⁴ Schelling gibt keine Beispiele, hat aber sicherlich vor allem *λόγος* im Blick.

¹⁵ H. Knittermeyer (Schelling und die romantische Schule, 1929) bemerkt zu dieser Stelle, daß hier die Absolutheit des Wortes den Sieg über die Absolutheit der Materie davontrage. Dadurch drohe ein Riß in Schellings System, der in der PhdK auf fragwürdige Weise dadurch geschlossen werde, daß Schelling die reale Welt als gesprochenes Wort interpretiert (ebd. 347). – Man vgl. auch Schellings entsprechende Formulierung des Schöpfungsaktes in der Freiheitsschrift (VII, 404).

¹⁶ Bereits in der Einleitung zur PhdK heißt es: „Die wenigsten überlegen, daß schon die Sprache, in der sie sich ausdrücken, das vollkommenste Kunstwerk ist.“ (V, 2)

¹⁷ Die Notwendigkeit einer ontologischen Basis für die Sprachphilosophie ist in unserem Jahrhundert vor allem von M. Heidegger und K. Jaspers betont worden.

ihnen die „höhere Nothwendigkeit“ (V, 485) der Sprache nicht in den Blick, die eben darin besteht, daß das rein Ideale einer realen Ergänzung bedarf. Auf dem Hintergrund der Konstruktion wird auch deutlich, inwiefern diese Theorien nur zu begrenzten Einsichten gelangen: Wenn behauptet wird, die Sprache gründe im *Instinkt* des Menschen, dann ist dies insofern richtig, als die Sprache nicht von außen an den Menschen herangetragen wird. Die Erklärung des Sprachursprungs durch göttlichen *Unterricht* betont zu Recht den transzendenten Ursprung der Sprache. Die These schließlich, daß der Mensch selbst die Sprache *erfunden* habe, verweist darauf, daß im Sprechen der Menschen ein schöpferisches Moment liegt. So läßt sich den drei grundsätzlich möglichen Hypothesen über den Sprachursprung (vgl. X, 422f.) etwas Richtiges entnehmen, und schon darin offenbart sich ihre Begrenztheit. Vor allem aber haben diese Ursprungstheorien eine gemeinsame Voraussetzung: Sie müssen einen sprachlosen Urzustand des Menschengeschlechts hypostasieren. Diese Voraussetzung ist nicht nur problematisch für empirische Forschungsversuche; sie erweist sich auf dem Boden der philosophischen Konstruktion als grundsätzlich verfehlt. Denn die Schritte der Konstruktion sind nicht als zeitliches Nacheinander zu verstehen. Es verhält sich nicht so, daß zuerst das Absolute ist, das sich dann in eine reale und ideale Welt differenziert, in der schließlich auch noch die Sprache als Symbol des absoluten Erkenntnisaktes erscheint. Die Konstruktion als Darstellung im Idealen ist nämlich ohne Bezug auf die Zeit. Das bedeutet: Das Wesen der Sprache ist in eins mit dem Absoluten selbst; und der Mensch, sofern er ein Wesen des Denkens und Erkennens ist, verfügt immer schon über Sprache.

Mit dem Aufweis der „hohen Bedeutung der Sprache“ (V, 483) rechtfertigt Schelling seine Auffassung, daß man bildende und redende Kunst nicht absolut entgegensetzen dürfe, weil die bildende Kunst als „das gestorbene Wort“ (V, 484) aufzufassen sei.¹⁸ – Diesen Ausführungen soll hier nicht im einzelnen nachgegangen werden. Für den Versuch, Schellings Philosophie der Sprache nachzuvollziehen, ist eine andere Frage vordringlich: Überwindet die Konstruktion der Sprache die in der Tradition bestimmende Auffassung der Worte als bloßer Zeichen? Um diese Frage zu beantworten, ist zunächst ein kurzer Rückgriff auf Schellings Lehre vom Symbol notwendig.

III. Symbol und Zeichen

Schelling faßt das Symbol als Synthese von Schema und Allegorie. Die entsprechenden Definitionen lauten:

„Diejenige Darstellung, in welcher das Allgemeine das Besondere bedeutet, oder in welcher das Besondere durch das Allgemeine angeschaut wird, ist *Schematismus*.“

¹⁸ Vgl. die bereits angeführte Kritik Knittermeyers (Anm. 15). – Diese Wendung ermöglicht es Schelling auch, die Musik den bildenden Künsten zuzurechnen – eine erstaunliche These, die in der Geschichte der Ästhetik keine Resonanz gefunden hat.

Diejenige Darstellung aber, in welcher das Besondere das Allgemeine bedeutet, oder in welcher das Allgemeine durch das Besondere angeschaut wird, ist *allegorisch*.

Die Synthesis dieser beiden, wo weder das Allgemeine das Besondere, noch das Besondere das Allgemeine bedeutet, sondern wo beide absolut eins sind, ist das Symbolische.“ (V, 407)

Diese Bestimmung des Symbolischen wird notwendig auf dem Boden einer Identitätsphilosophie, für welche die Kunst Darstellung des Absoluten qua absoluter Identität des Realen und Idealen ist. Das Symbol als Synthese von Schema und Allegorie und die symbolische Interpretation der Mythologie als des notwendigen Stoffs aller Kunst sind die notwendigen Bedingungen, um die Möglichkeit dieser Kunst darzutun.

Nun behauptet der § 73 der PhdK den grundsätzlich symbolischen Charakter der Sprache. Das Erstaunliche dieser These liegt nicht darin, daß sie der Sprache eine symbolbildende Kraft zuerkennt. Bereits Kant hatte im § 59 der „Kritik der Urteilskraft“ (Von der Schönheit als Symbol der Sittlichkeit) die Fülle symbolischer Ausdrücke in der Sprache herausgestellt.¹⁹ Überraschend ist vielmehr, daß Schelling im § 73 das *Wesen* der Sprache als Symbol (der absoluten Affirmation Gottes) bestimmt. Bei seiner Erläuterung des Symbol-Begriffs dagegen (§ 39) hebt er nur den symbolischen Charakter der mythologischen *Dichtung* hervor, während die Sprache überhaupt als „ein fortgesetztes Schematisieren“ (V, 408) charakterisiert wird.²⁰ – Der ‚schematische‘ Charakter der Sprache ist auch unmittelbar einleuchtend, da das Besondere immer nur durch ein Allgemeines angesprochen werden kann bzw. das Allgemeine ein Besonderes bedeutet. Sage ich z. B. „Dies hier ist ein Haus“, dann ist „Haus“ das Allgemeine, mit dem ich das konkrete Haus, das ich gerade sehe, bezeichne. „Haus“ ist in diesem Falle nicht Begriff (und nicht Bild), sondern Schema, d. h. eine Anschauung (der „Regel“), durch die Begriff und Gegenstand vermittelt werden.

So stehen sich in der PhdK zwei Thesen über die Sprache gegenüber. Einerseits ist sie durchgängig schematisierend: sie ist „*nichts anderes* als ein fortgesetztes Schematisieren“; sie ist „*ganz* schematisierend“ (V, 408; Hervorhebung vom Verf.). Andererseits kommt die Wesenserfassung der Sprache zu dem Ergebnis, daß sie das „entsprechendste Symbol“ (V, 483), das „höchste Symbol“ (V, 484) der absoluten Identität ist. Eine Vermittlung dieser beiden Bestimmungen hat Schelling weder durchgeführt noch angedeutet. Im Horizont der PhdK legt sich jedoch folgende Lösung des Problems nahe: Schelling bestimmt das Symbol nicht als das ganz und gar Andere zu Schema und Allegorie, sondern als deren Synthesis, welche die entgegengesetzten Darstellungsweisen in sich aufhebt und als Momente bewahrt. Daraus folgt: Wenn die Sprache im ganzen ursprünglich Symbol ist, dann

¹⁹ Kant nennt folgende Beispiele: „So sind die Wörter *Grund* (Stütze, Basis), *abhängen* (von oben gehalten werden), voraus *fließen* (statt folgen), *Substanz* (wie Locke sich ausdrückt: der Träger der Akzidenzen) und unzählige andere nicht schematische, sondern symbolische Hypotyposen...“ (KU, B 257)

²⁰ Bereits im „System des transzendentalen Idealismus“ (1800) betont Schelling, daß „der ganze Mechanismus der Sprache“ auf ihrem Schematismus beruht (vgl. III, 509f.).

wird damit nicht ausgeschlossen, daß sie in bestimmten Bereichen auch schematisierend verfährt. Sofern nämlich in der Sprache Begriffe ausgedrückt werden, ist sie – wie das Denken (vgl. V, 408) – ein Schematisieren. Dann müßte sich aber auch ein *allegorisierendes* Moment in der Sprache aufweisen lassen. In der Tat gibt Schelling im § 87 der PhdK darauf einen Hinweis: „Sonst hat sich auch darin der Instinkt zur Allegorie gezeigt, daß der Grund aller Sprachen, vorzüglich aber der ältesten Völker, ein allegorischer ist. Wie wären, um nur etwas ganz Allgemeines anzuführen, die Menschen je darauf verfallen, die Dinge in der Sprache nach dem Geschlechte zu sondern [...], ohne allegorische und gleichsam persönliche Vorbilder dieser Dinge zu haben.“ (V, 550)²¹ – Also kann man sagen: Ihrem Ursprung und Wesen nach ist die Sprache Symbol, d. h. absolute Einheit von Besonderem und Allgemeinem. In ihr werden nicht nur Bedeutungen vom Besonderen aufs Allgemeine (Allegorie) oder vom Allgemeinen aufs Besondere (Schema) übertragen, sondern als Symbol *ist* sie diese Einheit von Allgemeinem und Besonderem. Sprache ist ihrem Ursprung nach poetisch, d. h. wesentlich seinlassend. Dieses Sprachwesen tritt am reinsten hervor in der Dichtung, in der poetischen Existenz der Mythologie, in der die Ideen begreifenden Philosophie.²² Aber auch die Alltags- und die Wissenschaftssprache bezeugen noch ihren symbolischen Ursprung, da auch in ihnen Reales und Ideales, Sinnliches und Übersinnliches sich wechselweise durchdringen. Weil aber alle Sprachen selbst wieder ein Universum bilden, lassen sich in ihnen jeweils eine reale und eine ideale Seite unterscheiden. Die ideale Seite dokumentiert sich als Schematismus in der Sprache, die reale Seite als allegorischer Grundzug der ältesten Sprachbildung. Das Ausdrucksvermögen der Sprache ist dabei nie ausschließlich, sondern immer ‚überwiegend‘ schematisierend bzw. allegorisierend (entsprechend der Potenzenlehre der Identitätsphilosophie). Daß die Sprache diese unterschiedlichen Aspekte bietet, ist nur möglich, weil sie ursprünglich die Indifferenz dieser Gegensätze *ist* (und nicht bloß bedeutet).

Wenn man auf diese Weise Schellings sprachphilosophische Position umreißt, dann wird man freilich die Einschränkung machen müssen, daß er selbst diesen Ansatz nicht hinreichend deutlich gemacht hat und sich widersprechende Bemerkungen teilweise unvermittelt nebeneinander stehenläßt. (Diese Unausgewogenheit betrifft bekanntlich die PhdK überhaupt.) Aber trotz dieser Einschränkung gilt: Schellings Konstruktion der Sprache kommt zu einem eigenständigen sprachphilosophischen Ansatz, der zugleich eine Kritik an der Sprachauffassung der metaphysischen Tradition (vornehmlich in der Leibniz-Nachfolge) impliziert, dergemäß die Sprache ein System bloßer Zeichen ist, das unsere Gedanken ausdrückt und auf diese Weise der leichteren Merkbarkeit und Mitteilbarkeit dient.

Als Beleg für die Macht dieser Tradition läßt sich eine Äußerung aus der PhdK anführen, die der soeben aufgestellten These über Schellings Sprachauffassung zu widersprechen scheint. In dem bereits herangezogenen § 87, der u.a. das Verhält-

²¹ Ähnlich argumentiert Schelling auch in der PhdM; vgl. XI, 52.

²² Schelling bestimmt die Philosophie als symbolische Wissenschaft (vgl. V, 411).

nis von Sprache und Allegorie thematisiert, heißt es nämlich: „Die Allegorie kann überhaupt einer *allgemeinen* Sprache verglichen werden, die nicht, wie die besonderen Sprachen, auf willkürlichen, sondern auf natürlichen und objektiv gültigen Zeichen beruht.“ (V, 549)²³ Diese Äußerung greift zweifellos die traditionelle Definition der Sprache im Sinne einer Zeichentheorie auf: Die Sprache ist Ausdruck der Gedanken durch willkürliche Zeichen. Fällt Schelling mit dieser Äußerung nicht doch wieder in jenen platten Konventionalismus zurück, den er gerade an den bekannten Ursprungstheorien kritisiert hatte? – Einem solchen Einwand ist entgegenzuhalten:

– Man darf die zitierte Stelle nicht überbewerten, da sie von geringerem Gewicht ist als die Konstruktion der Sprache mit ihrer begründeten Kritik an Ursprungstheorien, die die Sprache als willkürliche Erfindung des Menschen hinstellen.

– Der Fortgang der Erörterungen im § 87 weist (wie bereits erwähnt) darauf hin, daß auch die Sprache allegorisierende Züge, d. h. eine natürliche und objektive Seite bewahrt hat.

– Die These, daß sich die Sprache willkürlicher Zeichen bedient, besagt noch nicht, daß die Menschen in einer Art Übereinkunft diese Zeichen erfunden hätten. Sie kann als Hinweis darauf verstanden werden, daß in der Sprache Verstand und Wille wirken, daß folglich sprachliche Zeichen von anderer Art sind als unwillkürliche, natürliche Zeichen (z. B. Symptome als Anzeichen für Krankheit, Wolken als Zeichen für Regen, reaktionsauslösende Zeichen bei Tieren, unwillkürliche Gebärden).

Nicht nur die Konstruktion der Sprache in der PhdK widerspricht der Annahme, daß Schellings Auffassung sich auf die schlichte Gleichsetzung von Wort und (willkürlich gesetztem) Zeichen zurückführen lasse. Eine eindeutige Kritik an konventionalistischen Zeichentheorien hat Schelling auch in dem 1811 entstandenen *Bericht über den pasigraphischen Versuch des Professor Schmid in Dillingen* formuliert. – Der entscheidende Punkt der Schellingschen Kritik an Schmid's pasigraphischen Versuchen liegt in folgendem Vorwurf: Die Elemente der Schmid'schen Allgemeinschrift sind *willkürlich*, sind „bloße Zeichen“ (VIII, 440). Hält man jedoch eine *characteristica universalis* für denkbar, dann muß man nach Schelling von einem *natürlichen* Zusammenhang zwischen Wort und Sache ausgehen. „In einer wahren Vernunftsprache oder Schrift müßten auch die Zeichen nicht zufällig oder willkürlich, sondern nothwendig seyn. Wer eine solche Schrift für möglich hält, muß auch an einen natürlichen Zusammenhang des Zeichens mit dem Bezeichneten glauben.“ (VIII, 442) Diese Einstellung liegt nicht nur dem Glauben an die magische Wirkung des Wortes zugrunde; sondern sie ist auch die philosophisch einzig angemessene Auffassung über das Wesen der Sprache. Der Philosoph kann nicht umhin, „einen ursprünglichen, wenn auch für uns jetzt unergründlichen Zusammenhang zwischen Wort und Sache anzunehmen, weil ohne einen solchen alle menschliche Sprache als ein Werk entweder des blindesten

²³ Der Vergleich ist auch im Blick auf die Interpretation der Allegorie nicht unproblematisch. Das kann jedoch hier ausgeklammert werden.

Zufalls oder der regellosesten Willkür angesehen werden müßte; Annahmen, welche beide dem philosophischen Geist gleich sehr widerstreiten“ (ebd.). Schelling vertritt also – wenn man seine Auffassung auf eine abkürzende Formel bringen will – keinen Konventionalismus, sondern eher einen *Naturalismus*. Dabei ist jedoch sogleich eine kritische Einschränkung zu machen. Zwar ist auf der Grundlage eines sprachlichen Naturalismus die Möglichkeit einer *characteristica universalis* prinzipiell nicht auszuschließen; aber sie ist faktisch unmöglich. Denn die empirische Sprachforschung ist außerstande, einen solch natürlichen Zusammenhang zwischen Wort und Sache durchgängig aufzuweisen (vgl. VIII, 442). Vor allem aber steht den Versuchen der Pasigraphie der *geschichtliche* Grundzug der Sprache entgegen. Weil sich der natürliche Zusammenhang zwischen ‚Zeichen‘ und ‚Bezeichnetem‘ geschichtlich wandelt, kann es keine für alle Menschen und zu jeder Zeit gültige Universalsprache geben. „In der höheren Ansicht der Dinge [sc. in der Sicht ihres Wesens] aber stehen bekanntlich weder alle Menschen noch alle Zeiten noch alle Völker auf der gleichen Stufe.“ (VIII, 443) Wer eine *characteristica universalis* für möglich hält, müßte versuchen, „die Sprache der Sprache“ (VIII, 449) zu finden. Schelling hält solche Versuche – wenn er auch vorsichtig formuliert – für vergeblich:

„Es gibt viele Dinge, die höchst wünschenswerth sind und lebhaft gewünscht werden, ob sie gleich noch nie zu Stande gekommen. Von dieser Art ist der Wunsch, durch Verwandlung der Metalle Gold zu machen, ein Universalmittel gegen das Heer der Krankheiten, einen Unsterblichkeitstrank zu finden, und noch mehreres Aehnliches.

Vielleicht gehört der Gedanke der Pasigraphie in die nämliche Klasse, und seine Ausführung müßte daher auch durch ähnliche Mittel und Wege gesucht werden.“ (VIII, 448)

Wie es um die Möglichkeit einer *characteristica universalis* auch bestellt sein mag, es gilt, die Ansicht des gesunden Menschenverstandes zurückzuweisen, dergemäß die Sprache nur etwas Willkürliches und Subjektives ist. Eine konventionalistische Zeichentheorie verkennt das Wesen der Sprache und das Wesen des Menschen. Wer nämlich das Wesen der Sprache zu ergründen versucht, wird sehr bald zu der Einsicht gelangen, daß sie zu denjenigen Gegenständen gehört, „die uns in die Abgründe der menschlichen Natur zurücktreiben“ (VIII, 454). – Die Sprache, sofern sie in den Grund und Abgrund des Menschseins verweist, wird auch in Schellings Spätphilosophie noch einmal thematisiert.

IV. Sprache und Mythos.

Die Wiederholung der Frage nach dem Ursprung der Sprache

Innerhalb der Spätphilosophie erwähnt Schelling die Sprache an verschiedenen Stellen seiner *Philosophie der Mythologie*.²⁴ Dabei geht es erneut um die Widerlegung von Theorien, welche die Sprache als ein Werk der willkürlichen Erfindung

²⁴ Besonders in der „Historisch-kritischen Einleitung in die Philosophie der Mythologie“ gibt Schelling Hinweise, die in der „Philosophischen Einleitung“ teilweise aufgegriffen werden. Die „Philosophie der

erklären wollen. Gegen solche Auffassungen stellt Schelling grundsätzlich fest: „Da sich ohne Sprache nicht nur kein philosophisches, sondern überhaupt kein menschliches Bewußtseyn denken läßt, so konnte der Grund der Sprache nicht mit Bewußtseyn gelegt werden...“ (XI, 52)²⁵ Sprache und Bewußtsein sind also gleichursprünglich. Zwar gibt es eine Entwicklung der Sprache; aber dies ist immer schon die Entwicklung eines organischen *Ganzen* und nicht das stückweise Zusammenfügen von einzelnen Teilen, die erst allmählich die Sprache im eigentlichen Sinne entstehen ließen (vgl. XI, 51). Kann die Sprache auch nicht willkürlich erfunden sein, so ist jedoch ebenso sehr zu betonen, daß in ihr Bewußtsein und Absicht am Werke sind. Auch die ursprünglich poetische Kraft der Sprache darf nicht übersehen werden. In ihr liegen „Schätze von Poesie“, die der Dichter nur gleichsam zu heben braucht (vgl. X, 52). – Wie fügen sich diese allgemeinen Bemerkungen in den Zusammenhang einer Philosophie der Mythologie?

Die Frage nach Wesen und Ursprung der Sprache taucht deshalb wieder auf, weil im Verlauf des kritisch-dialektischen Weges der Einleitung in die PhdM die enge Zusammengehörigkeit von Mythologie und Sprache offenkundig wird. Vom Ende her gesehen – d. h. auf der Grundlage der Einsicht in das Wesen des Mythos –, läßt sich dieser Zusammenhang unmittelbar aufweisen: Wenn einerseits Sprache und Bewußtsein so zusammengehören, daß eins ohne das andere nicht sein kann, wenn andererseits der mythologische Prozeß ein notwendiger Prozeß des *Bewußtseins* ist, dann besteht auch ein unlösbarer Zusammenhang zwischen Sprache und Mythos. Für die Einleitung stellt sich zunächst folgende Aufgabe: Die Wahrheit (d. h. die Notwendigkeit) der Mythologie und der Sprache, die allerdings nur am Rande thematisiert wird, ist aufzuweisen durch Widerlegung derjenigen (vorwissenschaftlichen und wissenschaftlichen) Auffassungen, die darin übereinstimmen, in der Mythologie – und so auch in der Sprache – eine Erfindung zu sehen.

Der dialektische Stufengang der Einleitung führt zu dem für die weitere Untersuchung entscheidenden Problem der *Völkerentstehung*. Schellings ausführliche Erörterung dieser Frage kommt zu folgendem Resultat: Die Entstehung verschiedener Völker und ihrer Mythologien fallen zusammen. Es ist weder denkbar, daß es ein Volk ohne Mythologie, noch daß es ein Volk ohne *Sprache* gebe (vgl. XI, 63 f.). – Bei der Völkerentstehung lassen sich folgende Phasen unterscheiden: eine Krisis des *Bewußtseins*, die nur durch das Aufkommen konkurrierender Götter (Polytheismus) hinreichend erklärt werden kann; die *Verwirrung der Sprache*, die in der Erzählung über den Turmbau zu Babel anschaulich dokumentiert wird; schließlich die geistig sich trennenden *Völker*. Diese Reihenfolge darf nicht als zeitliches Nacheinander verstanden werden; vielmehr handelt es sich um

Offenbarung“ dagegen bietet keine wesentlichen Anhaltspunkte. Nur in der Einleitungsvorlesung findet sich eine Bemerkung über die Sprache: Sie sei ein wunderbares Werkzeug (!) zum Ausdruck der Gedanken und Empfindungen (vgl. XIII, 4). Schellings ausführliche Interpretation des Johannesischen Prologs faßt ó λόγος nur als „Subjekt“ (von dem im folgenden Prolog die Rede ist) und klammert den Bezug zur Sprache oder zum Wort ganz aus (vgl. XIV, 89 ff.).

²⁵ Vgl. die ironische Wendung dieser These in der „Philosophischen Einleitung“ (XI, 312). – Wäre die Sprache etwas ‚bloß Gemachtes‘, dann könnte sie nach Schelling gar nicht adäquates Thema der Philosophie sein (vgl. XI, 222).

Momente *eines* Geschehens, in dem zugleich verschiedene Mythologien, unterschiedliche Sprachen und voneinander getrennt lebende Völker entstehen. „Jedes Volk [ist] als solches *erst da*, nachdem es sich in Ansehung seiner Mythologie bestimmt und entschieden hat. [...] Eben dieß muß nun aber auch von der Sprache jedes Volkes gelten, daß sie sich erst bestimmt, indem es selbst zum Volk sich entscheidet.“ (XI, 109f.)

Daraus ergibt sich folgende Konsequenz: Wenn es eine Zeit gab, in der die Völker noch nicht getrennt waren, dann gab es auch eine Zeit, in der die Menschen eine allen gemeinsame Sprache gesprochen haben (vgl. XI, 101, 114, 132; XII, 546). Auf dem Weg zur Wahrheit des Mythos kommt Schelling also zur Annahme einer *Ursprache*. Im Blick auf den empirischen Nachweis einer solchen Ursprache ist jedoch eine kritische Grenze zu ziehen: Wie wir vom Polytheismus keinen geschichtlichen Anfang wissen, weil die geschichtliche Zeit erst mit der vollzogenen Völkertrennung beginnt (vgl. XI, 181), so wissen wir auch keinen geschichtlichen Anfang für eine Vielzahl von Sprachen. So weit wir auch in der Geschichte zurückgehen, wir finden immer schon verschiedene Sprachen, und die Ursprache fällt in die schlechthin vorgeschichtliche Zeit. Wenn Schelling feststellt, daß der Ursprung des mythologischen Prozesses „ins Übergeschichtliche sich verliert und ihm selbst [sc. dem Bewußtsein] sich verbirgt“ (XI, 193), dann gilt dies auch für den Ursprung der Sprachen. Deshalb können wir nicht davon ausgehen, eine Ursprache jemals historisch nachweisen zu können (vgl. XII, 547f.). Wohl aber versucht Schelling, Anhaltspunkte beizubringen für die „unvermeidliche Annahme einer dem Menschengeschlecht gemeinschaftlichen Ursprache“ (XII, 546). Den deutlichsten Beleg für diese Hypothese sieht er in der chinesischen Sprache. Das Chinesische ist nicht die Ursprache (vgl. XI, 136), aber es weist noch deutliche Spuren dieser Sprache auf. Schelling wagt folgende Analogie: Wie die Menschheit vom relativen Monotheismus über den Dytheismus zum Polytheismus fortgeschritten ist, so haben sich die Sprachen vom Monosyllabismus (chinesische Sprache) über den Dysyllabismus (semitische Sprachen) zum Polysyllabismus (japhetische Sprachen) entwickelt (vgl. XI, 133f.).

Man verkennt diese Erörterungen, wenn man sie als gesicherte Ergebnisse empirischer Sprachforschung ansieht. Schellings Hypothese über eine Ursprache und die anfängliche Sprachentwicklung haben einen anderen Stellenwert: Es sind eher tastende Versuche einer Philosophie, die sich auf den Weg macht, das Wesen des Mythos zu ergründen, und auf diesem Weg erfährt, daß die Wahrheit des Mythos aufs engste mit dem Wesen der Sprache zusammenhängt. Schellings Philosophie der Mythologie hat diesen Problemzusammenhang nicht aufgelöst. Die Frage nach dem Wesen der Sprache tritt zurück hinter der Aufgabe, die Mythologie als notwendigen Prozeß des Bewußtseins aufzuweisen. Was dennoch deutlich wird, ist bedeutsam genug: Sprache und Bewußtsein sind untrennbar verbunden; eine Wesenserfassung der Sprache hat eine Wesensbestimmung des Bewußtseins zur Voraussetzung – und umgekehrt. Deshalb ist die Geschichte des Bewußtseins zugleich eine Geschichte der Sprache. Der historische Ursprung dieser Einheit entzieht sich, aber so, daß er für uns als Grenze gerade noch sichtbar wird.

In zweifacher Hinsicht also bleiben Schellings Ausführungen zur Sprache eine Kritik an Sprachtheorien der Tradition: Er kritisiert die bekannten Ursprungstheorien, indem er die philosophische Dimension dieses Problems entschieden hervorhebt; und er legt die Unzulänglichkeit von Auffassungen dar, die in der Sprache ein vom Denken unabhängiges System willkürlicher Zeichen sehen. Freilich gilt auch für Schelling die Einschränkung, daß seine Analysen zur Sprache Episoden innerhalb seiner Philosophie bleiben. Ebenso ließen sich mühelos Belege dafür angeben, daß Schelling doch von einem prinzipiellen Vorrang des reinen Denkens ausgeht. Insofern scheint die metaphysische Tradition auch für Schellings Sprachdenken übermächtig zu sein.

Schellings Darlegungen zur Sprache im Umkreis des Identitätssystems (PhdK) und im Zusammenhang der Spätphilosophie (PhdM) heben unterschiedliche Aspekte hervor, die jedoch nicht einander ausschließen. Die PhdK konstruiert die Sprache in der Idee und stellt ihre Symbolkraft heraus; die PhdM versucht, Anhaltspunkte für eine dem Prozeß der Mythologie analoge Sprachentwicklung zu finden, und kommt auf diesem Wege zur Hypothese einer Ursprache. Indessen: Schon die PhdK stellt fest, daß die Sprache in der Idee nur eine ist und daß Sprechen und Denken zusammengehören. Entsprechend sind in der PhdM der poetische Charakter und die sinnbildstiftende Eigenart der Sprache nicht vergessen. Insofern weist Schellings Sprachdenken durchaus einheitliche Grundzüge auf.²⁶

Für die gegenwärtige Philosophie ist weder Schellings Identitätsphilosophie (und die auf ihr gründende PhdK) noch seine Philosophie der Mythologie uneingeschränkt wiederholbar. Das betrifft auch seine Ausführungen zur Sprache. Aber Schelling eröffnet zwei sprachphilosophische Problembereiche, die eine Grenze des metaphysischen Denkens markieren²⁷ und die als Aufgaben der Sprachphilosophie zu übernehmen sind. Das ist zum einen die Frage nach dem *poetischen* Charakter der Sprache, und zwar im doppelten Sinne von *ποίησις* und *Dichtung*; zum anderen ist es die Frage nach der Nähe von Sprache und Mythos.²⁸ Diese Aufgaben können sichtbar werden, wenn man sich auf Schellings Denken und seine Überlegungen zur Sprache einläßt. Sie werden verstellt, wenn man in Schellings Sprachdenken nur die romantisch-überschwengliche Verherrlichung einer Ursprache und Urpoesie sieht.²⁹

²⁶ Man könnte die Unterschiede in Schellings Sprachdenken auch an dem Begriffspaar „negative Philosophie“ und „positive Philosophie“ festzumachen versuchen. Darin liegt allerdings die Gefahr, die Einheitlichkeit seines Denkens, die zu Recht von der neueren Schelling-Forschung (z. B. W. Schulz) herausgestellt worden ist, zu verdecken.

²⁷ Vgl. z. B. die Hinweise bei J. Simon, *Sprachphilosophie* (1981) 262–268.

²⁸ Man vgl. dazu K.-H. Volkmann-Schluck, *Mythos und Logos. Interpretationen zu Schellings Philosophie der Mythologie* (1969). Volkmann-Schluck versucht, im Anschluß an Heideggers Sprachdenken und an W. F. Ottos und K. Kerényis Mythosinterpretation über Schellings Fragestellung hinauszugehen (ebd. 128 ff.).

²⁹ So sieht E. Fiesel in Schelling den Urvater der romantischen Sprachphilosophie (*Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik*, 1927, Nachdruck Hildesheim/New York 1973). Die Darstellung Fiesels ist im Blick auf Schellings Sprachdenken zu undifferenziert, da sie über gelegentliche Zitate (vor allem aus der PhdM) nicht hinausgeht.